

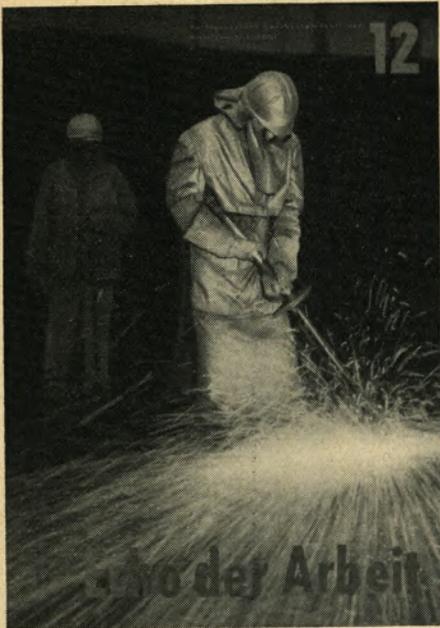
Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland
Nur für Betriebsangehörige

12



Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



Um ein einwandfreies Walzgut zu erzielen, werden die Oberflächen der Brammen gesäubert oder — wie es in der Fachsprache des Hüttenwerkers heißt — „geflämmt“. Dieser Vorgang bietet effektvolle Bilder vom Spiel des Lichtes und der Schatten. Auf unserem Titelbild sieht man Ernst Nowak, dahinter Max Sprengnether. Beide sind zwar in der Schutzkleidung nicht zu erkennen, aber gerade diese Kleidung ist bei solcher Arbeit unerlässlich. Denn die auf dem Foto so eindrucksvoll erscheinende malerische Wirkung der sprühenden Funken und grelleuchtender Flammenschein bedeuten in Wirklichkeit eine nicht zu unterschätzende Unfallgefahr.

JAHRGANG 7 6. JULI 1956 **12**

AUS DEM INHALT:

- Die neue Fernsprechzentrale
- +
- Maschinen werden „genäht“
- +
- Bewertungsausschuß
- +
- Beginn und Reife
- +
- Preisstabilität — Forderung des Tages
- +
- Sparen — ja oder nein
- +
- Ferien sollen Ferien sein
- +
- Häuser im Grünen
- +
- Der Leser hat das Wort
- +
- Man muß mal ausspannen

ECHO DER ARBEIT

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Red.: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Expl. VVA-Druck, Oberhausen. Klischees: Vignold, Essen.

Eine Blamage für uns alle

Der Sachverhalt ist folgender: Im Stadtgebiet von Westberlin leben rund 300 000 Kinder; davon sind, so haben die Ärzte festgestellt, 50 000 dringend erholungsbedürftig. Appellieren wir also an die Westdeutschen, sagte sich das Hilfswerk Berlin. Man tat dies in der bescheidenen Annahme, auf diese Weise gut und gern 20 000 Kinder in der Bundesrepublik unterzubringen. Die Aktion lief an; der Erfolg war kläglich.

Zu Pfingsten waren in Nordrhein-Westfalen 160 Ferienplätze gemeldet; davon entfielen auf die provisorische Hauptstadt Bonn ganze fünf Angebote. Auch diese wenigen Meldungen kamen nicht aus den stattlichen Reihen der Prominenz des reichsten Landes der Bundesrepublik, sondern ausschließlich von kleinen Leuten, als da sind: Flüchtlinge, Rentner, Spätheimkehrer, Arbeiter. Ein Straßenbahnschaffner aus Mülheim, der (wie im Vorjahr) auch diesmal drei Berliner Buben aufnehmen will; seine Frau trägt jeden Morgen um vier Uhr Zeitungen aus, um das nötige Kleingeld dafür zu sammeln.

Auf diesen Mißerfolg hin kam, was kommen mußte: Der Ostberliner Magistrat erklärte sich bereit, 15 000 Westberliner Kindern kostenlose Ferien in der DDR zu verschaffen. Diese gutgezielte und wohlverdiente Maulschelle konnte man nicht auf sich sitzen lassen. Nunmehr wurde die Aktion amtlich angekurbelt. Das Fernsehen startete seine Lotterie „Die große Chance“, und sie erbrachte über eine Million Mark und 1200 Ferienplätze. (Ein beinamputierter Dreher aus Mannheim, der dabei eine Weltreise gewann, entnahm seiner Gewinnsumme einen Tausender und schenkte die restlichen viertausend Mark den Berliner Kindern zurück, obwohl er selbst sieben Kinder am Tisch hat.)

Nun ist also damit zu rechnen, daß den Berliner Kindern geholfen werden kann. Man bedenke, es handelt sich um Kinder aus Berlin, eingeschlossen zwischen den Sektorengrenzen. Kinder, die vielleicht noch nie eine Kuh auf der Weide oder ein Fohlen gesehen haben.

Uns allen bleibt nach dieser öffentlichen Blamage die Frage: wie ist so etwas möglich? Es wäre kurzschlüssig, rundweg zu behaupten, die Hilfsbereitschaft sei im Westen ausgestorben; andere Aktionen beweisen das Gegenteil. Hier handelt sich's vielmehr um eine sträfliche Gedankenlosigkeit, die in ihrem Ausmaß freilich erschreckend ist. Vielleicht hat man auch keinen Platz in der Wohnung oder ist gerade im Begriff, die Ferienreise anzutreten. Vielleicht hat man auch unbewußt das Gefühl, irgendeine Organisation werde schon helfen und fühlt sich daher nicht ganz „zuständig“.

Nun wollen wir nicht etwa spontan dazu auffordern, der Aktion durch Spenden auf das Postscheckkonto Hamburg Nr. 100 000 (Kennwort: Berliner Ferienkinder) auch weiterhin zu Erfolg zu verhelfen. Wir wollen nur am Rande zu bedenken geben, wie gefährlich jene Gedankenlosigkeit sein kann, von der wir eben sprachen. Denn Gedankenlosigkeit ist zumeist der Grund dafür, daß „der Groschen bei uns nicht fällt“. Es ist dieselbe Gedankenlosigkeit, die uns Bundesrepublikaner — wie wir in der letzten Ausgabe schrieben — satt und blind macht. Wir haben keine Zeit, kein Gefühl, keine Gedanken mehr für das, was andere leiden. Und hier zeigt sich auch eine der Fehlerquellen, die nicht bloß unsere persönlichen, sondern auch unsere gemeinsamen Anstrengungen zum Thema Wiedervereinigung oft so lahm und leichtfertig erscheinen lassen.

Chronikus

Schnappschüsse



▲ Dieses ungefähr 20 Pfund schwere Stück eines Stahlträgers hätte dem Unfallvertrauensmann Ignaz Witkowski von der Eisenhütte das Leben kosten können. Es hatte sich bei Reparaturarbeiten am Hochofen 7 gelöst und fiel i. Witkowski aus sieben Meter Höhe auf den Kopf beziehungsweise auf den Schutzhelm und die Schulter. Der Kopf blieb heil, ja selbst der Schutzhelm erhielt äußerlich nur Abschürfungen und i. Witkowski nur eine geringfügige Schulterverletzung. Von dem Aufschlag zunächst leicht benommen, konnte er unmittelbar darauf wieder seiner Arbeit nachgehen.

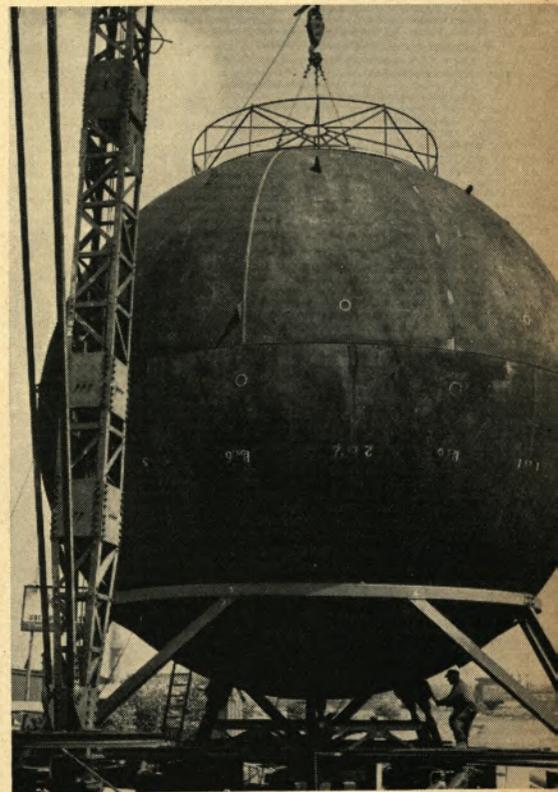
„Ein Wagnis, das die Wagenden ehrt“, nannte der Bundespräsident in seiner Eröffnungsansprache die Ruhrfestspiele: „Es ist die große Leistung von Hans Böckler gewesen“, so betonte Professor Heuß, „der hier eine Chance, ja eine Verpflichtung sah, den arbeitenden Menschen zu einer inneren Lebenserhöhung hinzuführen. Das ‚panem et circenses‘, dieses ‚sorgt für Brot und Spiele‘, um die altrömischen Massen in Ruhe zu halten, gilt hier nicht, sondern einzig und allein die Einsicht, die aus einem Wort der Bücher Moses spricht: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“



▲ Unsere kaufmännischen Lehrlinge besichtigten in diesen Tagen die Sonderchau „Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl“; eine Ausstellung, die vor einiger Zeit von dem Präsidenten der Hohen Behörde der Montanunion, René Mayer, im Düsseldorfer Wirtschaftsministerium eröffnet wurde. Die Ausstellung, die demnächst auch in Gelsenkirchen gezeigt werden soll, gibt an Hand von Schaubildern und Modellen einen Überblick über Entwicklung, Organisation, Aufgaben und Ziele der Montanunion, wobei das Hauptgewicht darauf gelegt wird, daß die Montanunion der Ausgangspunkt für die wirtschaftliche und politische Vereinigung Europas ist. — Der Präsident vertrat in seiner Eröffnungsrede die Auffassung, daß sich Europa, trotz seines offensichtlichen Wohlstandes, bei einem Vergleich mit der Entwicklung in den USA und dem Ostblock in einer Periode des relativen wirtschaftlichen Rückganges befindet. Es sei zu befürchten, daß die Länder Europas ohne einen neuen wirtschaftlichen Aufschwung in einem Vierteljahrhundert im Vergleich zu den großen Wirtschaftsmächten der Welt zu den unterentwickelten Ländern gezählt werden müßten. Nur die Vorteile einer Integration könnten die europäische Wirtschaft den Vorsprung der beiden großen Machtblöcke wieder einholen lassen.



▲ Zu diesem vollständig geschweißten Kugelbehälter, den die GHM Sterkrade für die Ruhröl AG in Karnap baute, lieferte unser Preßwerk die Segmente. Sie sind aus 2,75 Zentimeter starken Blechen gekümpelt. Verwendet wurde hierzu der hochwertige Feinkornbaustahl HOAG 50 FK. — Der Behälter hat ein Fassungsvermögen v. 600 Kubikmetern bei einem Durchmesser v. 10,5 Metern. Das Material für zwei weitere Behälter dieser Art stammt ebenfalls aus unserem Preßwerk.



▲ Der an der Richtmaschine d. 550er-Straße beschäftigte Werksangehörige Gustav Aust bewahrte einen Arbeitskameraden vor einem schweren Unfall. Als diesem von einer vom Rollgang abrutschenden Schiene ein Bein eingeklemmt wurde und er sich nicht selbst befreien konnte, schaltete Gustav Aust geistesgegenwärtig die Richtmaschine aus. Für sein entschlossenes Eingreifen wurde ihm vor kurzem von Sicherheitsingenieur Powischill im Auftrage der Werksleitung ein Bild als Anerkennung überreicht.



Die neue Fernsprechzentrale

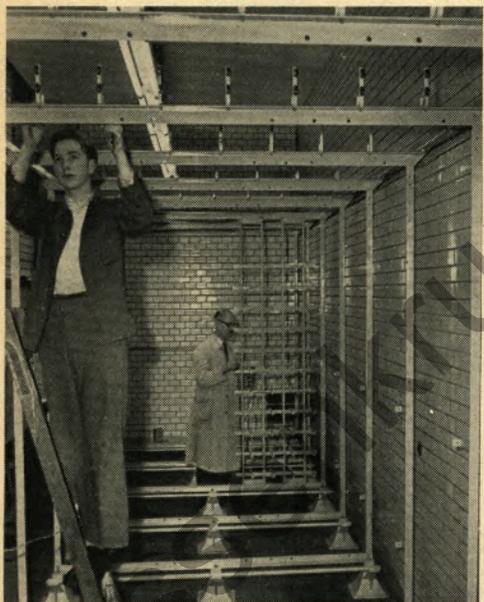
Wer vor kurzem, und zwar an einem Montagmorgen, den Fernsprecher benutzen wollte, erlebte die Überraschung, daß es mit der Telefoniererei in keiner Weise „klappen“ wollte. Entweder kam überhaupt keine Verbindung zustande oder es war oft eine falsche. In unserer Fernsprechzentrale herrschte an jenem Morgen Hochbetrieb wie noch nie. Die Anfragen und Auskünfte überschlugen sich geradezu. Der Dienst war kaum mehr zu bewältigen...

Aber es war nur eine Übergangserscheinung, wie sie überall eintritt, wenn eine veraltete An-

lage den heute gestellten Anforderungen nicht mehr gewachsen war. Es war wohl keineswegs ein Renommee, wenn beispielsweise Kunden, die uns telefonisch zu erreichen versuchten, dabei an der Vermittlung „hängenblieben“. Die Ablösung der bisherigen Einrichtung durch eine neue und bessere war daher eine der vordringlichsten Aufgaben. Es dürfte interessieren, daß die ersten Gestelle für die Innen-Selbstwählanlage schon im Jahre 1925 aufgestellt wurden, und zwar waren es damals nur fünf mit 550 An-

schlußmöglichkeiten. In den Jahren 1935 und 1949 mußte die Anlage auf 2200 Anschluß-einheiten für den Innenverkehr erweitert werden. Für die Postgespräche, die über getrennte Leitungen abgewickelt wurden, standen fünf Vermittlungsschränke für 380 Anschlüsse zur Verfügung. Das hatte den Nachteil, daß Doppelleitungen bestehen mußten, wodurch sich alsbald eine beträchtliche Überlastung des Netzes ergab und Störungen immer häufiger auftraten.

Die alte Schnurvermittlung letztmalig in Aktion. Am Vermittlungsschrank: Hildegard Cizewski, Johanni Asshoff, Heinz Wloch, Günter Engels.



An der alten Anlage traten Störungen immer häufiger auf. Tag und Nacht mußten Elektriker, hier Heiner Sichelmann, zu Reparaturen bereit stehen.

In technischer Hinsicht weichen die bisherige und die jetzt in Betrieb genommene Anlage wesentlich voneinander ab. Abgesehen davon, daß die neue Vermittlung mit 60 Volt arbeitet, werden die Verbindungen für den Post- und den Werkverkehr über neuzeitliche „Viereckwähler“ hergestellt. Hervorzuheben ist die Möglichkeit, von jedem amtsberechtigten Apparat aus Verbindungen innerhalb des engeren Fernsprech-Ortsbereiches selbst zu wählen. Durch die Zusammenlegung der Post- und der Werksapparate wurde ein Drittel der Leitungen eingespart, die nun für neue Anschlüsse zur Verfügung stehen.

Hier ist die Anlage bereits so weit gediehen, daß die Gestelle für die Amtsleitungen eingesetzt werden können. Im Vordergrund: Günter Schwanke.

Das Stöpseln fällt nun weg! Die neuen Vermittlungsschränke werden mit Tasten bedient — eine wesentliche Vereinfachung und Erleichterung.

Die Arbeiten an der neuen Vermittlung haben begonnen. Hier werden die Rahmen für die Gestelle zum Anschluß von 500 Querverbindungen montiert

lage durch eine neue ersetzt wird. Und an jenem Montagmorgen wurde unsere neue Fernsprechvermittlung in Betrieb genommen! Was das bedeutete, zeigte uns bei einem Besuch der Zentrale schon eine einzige Sekunde: insgesamt 30 Felder leuchteten in dieser kurzen Zeit auf, und das besagte, daß siebzehn Teilnehmer sprachen, während noch dreizehn Verbindungen herzustellen waren. Diese starke Beanspruchung war jedoch keineswegs zufällig, sondern tritt Tag für Tag von morgens 8 Uhr bis in die Nachmittagsstunden ohne wesentliche Pausen ein.



Maschinen werden „genäht“

Auch Maschinen besitzen keine unbegrenzte Lebensdauer und bedürfen daher einer ständigen Beobachtung und Pflege, wenn sie nicht vorzeitig zu Schrott werden sollen. Denn auch sie können „krank“ werden. Nicht nur in ihrem Mechanismus, sondern auch in ihren übrigen Teilen, dem Gestell zum Beispiel oder dem Gehäuse. Vielfach aus Grauguß bestehend, können in ihnen — insbesondere durch hohe Beanspruchung, Hitze und Alter — Risse entstehen.

Noch vor wenigen Jahren mußten solche schadhaft gewordenen Maschinenteile häufig durch neue ersetzt werden, was nicht nur sehr kostspielig, sondern zumeist auch zeitraubend war. Denn das Schweißen von Grauguß ist überaus umständlich, da es in der Rotglut erfolgen muß und dazu entsprechende Öfen erforderlich sind.

Da gibt es nun ein neues Verfahren, das seit kurzem auch in unseren Kraftbetrieben der Eisenhütte, insbesondere an den Gasmaschinen, durchgeführt wird. Man bohrt dabei in den Maschinenteil, ohne das Material erhitzen zu müssen, zunächst quer zum Riß eine oder mehrere Reihen Löcher, und zwar der erforderlichen Genauigkeit wegen nach einer Schablone. Die zwischen den Löchern verbleibenden „Stege“ stemmt man alsdann so aus, daß die gebohrten Lö-

cher verbunden werden. In den dadurch entstandenen, an seinen Längsseiten wellenartigen Schlitz setzt man nun je nach seiner Tiefe mehrere genau passende Riegel aus einem zwar dehnbaren, jedoch festen sowie rost- und hitzebeständigen Spezialstahl. Diese Riegel werden einzeln so verstemmt, daß sie die Lücken restlos ausfüllen.

Ist der Riß so „geklammert“, wird er nun der Länge nach verbohrt, und zwar in kleinen Abständen. In die Bohrlöcher schraubt man sodann Stiftschrauben ein und verstemmt auch sie. Das gleiche geschieht nun auch mit den dazwischenliegenden Stellen.

Handelt es sich um eine Reparatur von Maschinenteilen, die einer sehr starken Belastung ausgesetzt sind, ist der Vorgang ähnlich, nur werden dann aus dem betreffenden Maschinenteil blockartige Stücke herausgeschnitten und durch neue ersetzt.

Somit ist mit dem neuen Instandsetzungsverfahren ein beachtlicher Vorteil geschaffen worden; denn abgesehen davon, daß jetzt ein schadhaft gewordener Maschinenteil nicht gleich in den Schrott wandern muß, fällt off auch der zeitraubende Ausbau und Einbau weg. Allerdings wird die Maschine auch durch das neue Verfahren nicht „unverwüßlich“.



▲ In den rissig gewordenen Zylinder eines Gasdynamos im Maschinenhaus 1 der Eisenhütte wurde soeben eine neue Platte eingesetzt. Sie ist 40 Pfund schwer und wird nun dicht „vernäht“. Willi Lücke vom Maschinenhaus (rechts) ist einem Monteur der Spezialfirma, von der die Arbeiten ausgeführt werden, dabei behilflich. Die Verriegelung der eingesetzten Platte ist auf unserem Bilde wie eine Naht deutlich erkennbar.

Ja, wenn...

In letzter Zeit mehren sich die Fälle, daß Betriebsunfälle hätten vermieden werden können, wenn Sicherheitsschuhe getragen worden wären. So sind unter den vom Werk Gelsenkirchen bis zum 20. letzten Monats insgesamt gemeldeten acht Unfällen allein drei Fußverletzungen, die — wie gesagt — wohl kaum eingetreten wären, wenn... Nun ja, wie wichtig Sicherheitsschuhe sind, beweist allein schon der Unfall des 26 Jahre alten Drahtziehers Wilhelm Völker. Ihm fiel ein Ring aus Rundeisen, den er an einen Haken hängen wollte, auf den Fuß. Ergebnis: Kronenfraktur der linken Großzehe! In der Unfallanzeige findet sich der lakonische Satz: „V. trug keine Sicherheitsschuhe!“ — Jawohl, V. trug keine Sicherheitsschuhe, denn ausgerechnet an diesem Tage hatte er sie zu einem Schuhmacher in Reparatur gegeben. Ein Tag ohne Sicherheitsschuhe genügte, um einen Knochen zu brechen. Da behaupte nur einer, es ginge auch ohne Sicherheitsschuhe.

Auch der 55 Jahre alte Seilereiarbeiter Johann Schindewolf wird jetzt wissen, welchen Schutz Sicherheitsschuhe bieten. Beim Durchschneiden rutschte der Hebel des Schneideapparates ab und schlug dem Kollegen Schindewolf auf den Fuß: Bruch der Großzehe linker Fuß! Ein Unfall, der nicht eingetreten wäre, wenn...

Ja, wenn... (kann man auch zum Unfall des 23jährigen Drahtziehers Alfons Schneider sagen). Einen verklemmten Drahtring, den er mit Gewalt von einem beladenen Drahtgestell ziehen wollte, fiel ihm auf den linken Fuß. Der „Erfolg“ war eine schmerzhaft Quetschung ebenfalls der großen Zehe. —

Zu allen drei Unfällen der Kommentar: Tragt Sicherheitsschuhe! Das gilt auch für die Kollegen in Gelsenkirchen! — Ihr erspart euch Unfälle und damit Schmerzen und Verdienstaussfall.

IM BILD: BEWERTUNGSAUSSCHUSS

Über den Sinn des betrieblichen Vorschlagswesens ist in der Werkzeitung schon des öfteren geschrieben worden. Auch haben wir schon mehrfach berichtet, daß ein Ausschuß jeweils über den Wert der eingereichten Vorschläge entscheidet, nachdem vorher die zuständigen Betriebsabteilungen Stellung zu dem Vorschlag genommen haben. Dieser Bewertungsausschuß setzt sich zusammen aus Vertretern der Werksleitung und der Betriebe, des Arbeitsschutzes sowie aus drei Betriebsratsmitgliedern. Im vergangenen Jahr wurden von diesem Ausschuß allein 256 eingereichte Verbesserungsvorschläge bearbeitet. Aber dieses herauszustellen, ist nicht der eigentliche Zweck unserer Bildreihe. Vielmehr wollen wir damit erreichen, daß die Mitglieder des Bewertungsausschusses überall bekannt werden. Damit jeder, dem eine womögliche Verbesserungs-Idee im Kopf spukt — mit der er aber im Moment noch nichts Richtiges anzufangen weiß —, darüber unterrichtet ist, an wen er sich zu halten und von wem er Rat und Hilfe zu erwarten hat. — Hier also die Namen. Oben links: Dipl.-Ing. Kaempf, Personalabteilung für Arbeiter. Obere Reihe von links nach rechts: Betriebsassistent Stiel, Maschinenbetrieb Blechwalzwerke; Meister Jäger, Betriebsrat; Häfner, Betriebsrat; Hoppe, Arbeitsschutz; Dipl.-Ing. Hahn, Werkstätten- und Reparaturbetrieb Hochöfen. Untere Reihe von links nach rechts: Lange, Betriebsrat; Höller, Betriebsrat Gelsenkirchen; Schmachtenberg, Werk Gelsenkirchen; Dr. Ing. Heldt, Elektrischer Betrieb Stahl- und Walzwerke; Betriebsassistent Wollbrecht, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke.



BEGINN UND REIFE

„Beginn und Reife“ heißt die diesjährige Kunstausstellung der Ruhrfestspiele in Recklinghausen. Sie will in ihrer Zielsetzung nicht so sehr kunstgeschichtlich wie psychologisch

begriffen sein: Früh- und Spätwerke einer Stilepoche und einzelner Meister sind einander gegenübergestellt. Keineswegs aber ist diese Ausstellung gedacht für Kunstgeschichtler, son-



▲ Rembrandt (Selbstbildnis). — Einmalig ist die Kunst des großen Niederländers. Der Meister lebte von 1606 bis 1669, aber sein Werk fand erst 200 Jahre nach seinem Tode Anerkennung.

▲ Selbstbildnis (Lithographie) von Käthe Kollwitz (1867—1945). Fast ausschließlich entnahm diese Künstlerin ihre Motive dem sozialen Leben.

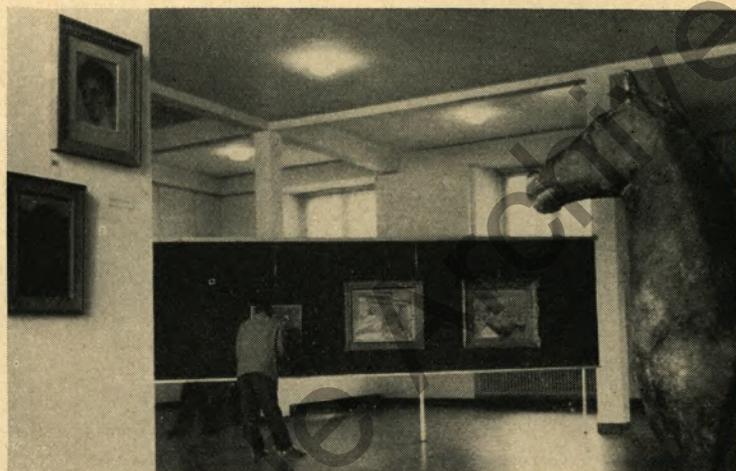
▼ Verwundert und ein wenig scheu steht diese junge Besucherin vor Marinis Plastik „Klagendes Pferd“.



dern vielmehr für Menschen, die erst einmal an die Kunst herangeführt werden sollen. So darf man es auch nicht übelnehmen, wenn die angedeutete Gegenüberstellung nicht bis zur letzten Konsequenz gestaltet wurde. Von landläufigen Ausstellungen unterscheidet sich Recklinghausen durch das hohe Niveau, durch eine ausgesprochen geglückte Bildwahl, die Geschmack, reiche Kenntnisse und vor allem den Mut zur Diskussion verrät.

Wohl ist auch die Recklinghausener Ausstellung auf den Grundlagen der großen Stilepochen aufgebaut: der Antike, deren Formen und Maße bis in die Gegenwart wirksam sind, der Gotik, der Renaissance, des Barock bis zum Anbruch der Neuzeit. Im Vordergrund aber stehen die Einzelnen: Dürer, Rembrandt, Frans Hals, Rubens, Goya, van Gogh und wie sie

Nachdem wir schon in der vorletzten Ausgabe mehrere Seiten der Kunst gewidmet haben und ihr heute neuerlich zwei Seiten zur Verfügung stellen, könnte leicht der Eindruck entstehen, daß wir in unserer Werkzeitschrift nun Westermanns Monatsheften Konkurrenz machen wollen. Aber mit dieser besonderen Berücksichtigung der Kunst, in diesem Falle insbesondere der Malerei und Plastik, ist keine Abkehr vom eigentlichen betrieblichen Geschehen und den mit ihm verbundenen Tagesfragen beabsichtigt. Wir hielten vielmehr einen ausführlichen Bericht über die Kunstausstellung der Ruhrfestspiele in Recklinghausen für erforderlich, weil sich, wie wir wissen, auch unter unseren Werksangehörigen viele Interessenten befinden, es jedoch nicht allen möglich gewesen sein dürfte, die Ausstellung zu besuchen. Schließlich haben sich die Ruhrfestspiele zur Aufgabe gemacht, den arbeitenden Menschen für die Kunst zu gewinnen. Sollte dieser hohe Auftrag nicht auch uns als Werkzeugzeitung verpflichten, alle jene an dem Erlebnis teilhaben zu lassen, die nicht nach Recklinghausen konnten?



▲ Blick in einen der Ausstellungsräume. Rechts (teilweise sichtbar) Marinis Bronze-Plastik „Reiter“.

▲ Von verblüffender Lebendigkeit und Frische sind die Werke des Niederländers Frans Hals (1580—1660).

alle heißen, bis zu den „Modernen“. In ihrem Aufbau also eine höchst interessante Schau, obgleich sie in ihrem Rahmen und zweifellos infolge mannigfacher Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Ausstellungsobjekte dem

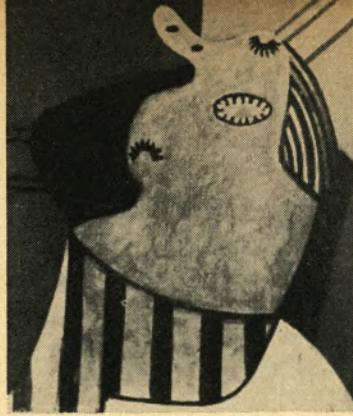
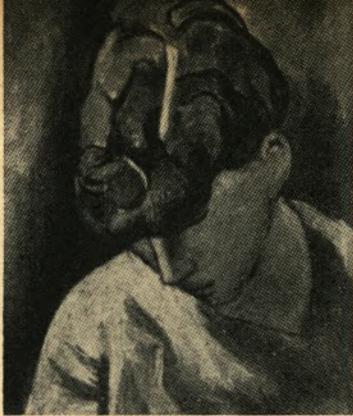


▲ „Bar aux Folies Bergères“ von Edouard Manet (1832—1883), einer der größten Koloristen des 19. Jahrhunderts, Schüler von Couture und entscheidender Wegbereiter des Impressionismus.

▼ Auguste Rodin (1840—1917): „Der Kuß“. Rodin ist mit seinem Schaffen einer der prominentesten Vertreter der Bildhauerei des 19. Jahrhunderts.



ihr gegebenen Thema nicht hundertprozentig gerecht wird. Nun, wer erwartet schon einen umfassenden Exkurs durch die abendländische Kunstgeschichte. — Darauf kommt es hier auch gar nicht so sehr an. Vielmehr gewährt die Ausstellung einen aufschlußreichen Einblick in das Phänomen „Kunst“. Gut die Hälfte der Bilder sind der „Modernen“ gewidmet: Picasso, Klee, Marc, Kokoschka, Chagall, Kandinsky sind vertreten. Zwar riskiert man, daß der eine oder andere Besucher fragt: „Ist das noch Kunst?“ oder „Was soll daran schön sein?“ — Aber Kunst fragt nicht nach eitlem Gefallen, dem mühelosen Gegenwartserfolg. Am wenigsten dann, wenn sie, vom Genius befruchtet, Werk eines Meisters ist; denn dann ist sie eine ursprüngliche Kraft, zeitlos und — einmalig. Wohl ist auch die Genialität in ihrer technischen Ent-



wicklung, ihrem „Beginn“, noch im jeweiligen Zeitstil verwurzelt, aber sie wird nicht ebenfalls zum Zeitstil, sondern zur visionären Offenbarung des Kommenden und damit bahnbrechend für die Zukunft. Ein Kunstwerk zu schaffen, das außerhalb des Gewohnten steht, war daher schon immer eine mit Befremdung, nicht selten mit Bestürzung aufgenommene Revolution. Die Geschichte der Kunst kennt viele Fälle, in denen bahnbrechende Meister, die mit Technik und Stil weit über ihre Zeit hinausreichten, zunächst verkannt, ja verhöhnt und verfolgt wurden und erst spät nach ihrem Tode gebührende Anerkennung fanden. Eines der berühmtesten Beispiele ist Rembrandt, dessen Gemälde, Zeichnungen und Radierungen man bekanntlich erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ihrer ganzen Bedeutung zu schätzen lernte. Somit ist die Frage: „Ist das noch Kunst?“ uralt und wird wohl auch dann noch gestellt werden, wenn auch der „moderne“ Stil „unmodern“ geworden ist und von einem neuen abgelöst wurde. In diesem Sinne will auch die Kunst-

chen und Farben. Insgesamt 219 Werke der Malerei und Plastik finden sich hier, zur Verfügung gestellt von führenden Museen und Galerien, wie den Antiken Sammlungen in München, dem Berner Kunstmuseum, dem Museum für Kunst und Geschichte in Genf, dem Nationalmuseum für moderne Kunst in Paris, ferner von namhaften Museen, Galerien und Sammlungen in Berlin, Wien, Stuttgart, Amsterdam, Basel, Lüttich, Kassel und vielen anderen. Recklinghausen bot somit eine im Ruhrgebiet recht seltene Gelegenheit, auch solche Bilder und Plastiken sehen zu können, die sonst nur schwer zugänglich sind. So zum Beispiel die aus Schweizer Privatbesitz stammenden Ölgemälde Ferdinand Hodlers: „Morgen in Interlaken“, „Thuner See“ und „Genfer See mit Grummont“ oder die „Tänzerin“, lavierte Kohlezeichnung des französischen Impressionisten Edgar Degas aus einer Züricher Sammlung. Nicht wenige der ausgestellten Kunstwerke haben unermeßlichen Sammlerwert.

Doch abgesehen davon war vor allem die Vielseitigkeit der Ausstellung be-

▲ Viermal Picasso: Beispiel der Wandlungsfähigkeit des Künstlers. Von links: Frauenkopf von 1906, Frauenkopf von 1907, Schlafende Frau im Sessel von 1927 und Buste de Femme von 1953. Hier verlieren sich die natürlichen Gestalten bis zum bizarren Gebilde, um endlich erneut greifbare, jedoch „unwirklich“ gesehene Form zu werden.



▲ Bonnard's (1867—1947) Gemälde „La Toilette“, veranlaßt hier scheinbar eine ältere Besucherin zu nachdenklich-philosophischen Betrachtungen.



▲ „Der rote Narr“ nannten die Leute von Arles den Maler Vincent van Gogh (1835 — 1890) wegen seiner roten Haare. Hier sein „Selbstbildnis“.



ausstellung in Recklinghausen gesehen sein. Sie gewährt einen Einblick, wie sich die Begabung unabhängig von den Gepflogenheiten und Anschauungen einer beharrlichen Umwelt vom gereiften Schaffen entfaltet. Da ist Liebermanns „Hof des Amsterdamer Waisenhauses“ vom Jahre 1881 neben seinem „Garten am Wannsee“ von 1930 vertreten, Corinths „Selbstbildnis mit Skelett“ von 1896 neben dem 27 Jahre später entstandenen „Selbstbild am Walchensee“, da treten die Widersprüche im Schaffen Picassos hervor, die mannigfachen Wege, die Oskar Schlemmer innerhalb von drei Jahren in der Porträtmalerei beschritt. Den verschiedenen Pferdegruppen von Marc sind dessen „Spielende Formen“ gegenübergestellt, in denen sich die körperlichen Schemen auflösen in eine Komposition der Flä-

▲ Toulouse-Lautrec (1864—1901) ist insbesondere durch die einzigartige Psychologie seiner Darstellungen aus dem Pariser Leben des Theaters, der Cafés und der Halbwelt bekannt geworden. Unser Bild zeigt sein Gemälde „Kämmende Frau“ aus dem Jahre 1891. — Daneben links: Marc Chagall, geb. 1887 bei Witebsk, seit 1918 in Frankreich lebend, ist ein „Moderner“ von höchster Originalität. Das Natürliche ist von ihm in Traungesichten gesehen und dargestellt, wie hier in „Ich und das Dorf“.



chlich. Es sind hier Werke zu sehen, in denen sich die überdurchschnittliche, jedoch zunächst noch im Herkömmlichen befangene Begabung ihrer Schöpfer äußert, und solche, die bestechend wirken durch ihre Einmaligkeit und Reife. Aber auch Zeiten des Überganges zwischen gegensätzlichen Stilrichtungen treten hervor, Produkte eines umwertenden Gärungsprozesses und zunächst noch experimentierendes, obschon befähigtes Wollen.

Insgesamt ist also diese Schau von Kunstwerken aus rund zweieinhalbtausend Jahren mehr als nur „Kunstausstellung“ im sonst häufig gebrauchlichen Sinne. Sie ist eine Einführung in das Wesen der Kunst und des künstlerischen Schaffens, der Versuch einer psychologischen Deutung des Mysteriums Kunst. Zweifellos konnte dadurch die Ausstellung eine aufschlußreiche Aufklärung über das eigentliche Wesen der Kunst geben. Nicht zuletzt aber auch jungen schöpferischen Kräften, die sich selbst noch im Stadium des „Beginns“ befinden, manche gute Anregung.

Jedenfalls ist der Versuch, Kunst zu deuten, weitgehend gelungen, zumal viel Mühe, Wissen und Liebe an dem Zustandekommen der Ausstellung sichtlich beteiligt waren. O. S.



▲ Stark vertreten war unter den vielen Besuchern der Ausstellung die Jugend. Sie kam von den Schulen, aber auch aus den Zechen und Hütten und den Büros des Ruhrreviers. Interessierte Betrachter, junge Menschen, nicht Snobs.

▲ Lyonel Feininger (1871—1956), ein Amerikaner deutscher Abstammung, lebte 30 Jahre in Berlin und Paris. Er ist namhafter Vertreter des Kubismus. Hier sein „Dampfer Orin II“

Preisstabilität — Forderung des Tages

Kernpunkte aus der Rede unseres Aufsichtsratsvorsitzenden Fritz Butschkau in München

Es ist eine alte Weisheit bei allen Völkern — und wirkliche Weisheiten sind ja alle alt — daß, wer spart, vernünftig handelt, denn das Leben ist wechselvoll und man sollte auf Unbilden im Leben gerüstet sein. Natürlich gab es immer auch Leute, die nicht sparten, sei es, weil sie in mehr oder minder starker Abhängigkeit von Personen oder Einrichtungen lebten, von denen sie erhalten wurden, sei es, daß sie aus der Hand in den Mund lebten, weil es zweifellos bequemer war. Zu diesen letzteren kommen in neuerer Zeit diejenigen, die nicht nur aus zwei Händen, sondern gleich aus drei Händen in den Mund leben: nämlich zusätzlich noch aus der Teilzahlungshand, d. h. auf Pump. Auch diese Vollverbraucher und Schuldnermacher gab es vereinzelt schon immer. Nicht gegeben hat es bisher aber Völker, bei denen das Schuldenmachen zum Lebensstil zu werden scheint und somit die „alte Weisheit“ in ihrer letzten Wahrheit in Frage gestellt wird. Aber lassen wir das zunächst auf sich beruhen; man sieht, das Sparen ist alt; älter als Konjunkturen und älter auch als moderne Wirtschaftsverfassungen.

Meine Aufgabe, über „Das Sparen in der vollbeschäftigten Wirtschaft“ zu berichten, will ich so lösen, daß zunächst die zeitbedingte konjunkturpolitische Seite des Sparens und dann die Haltung unseres Volkes zum Spargedanken schlechthin erörtert wird... Die Bank deutscher Länder hat in ihrem Mai-Bericht die von ihr getroffenen Maßnahmen (Erhöhung des Diskontsatzes) begründet; sie zählt unter der Überschrift: „Anhaltende Übernachfrage“ die Faktoren auf, die als klare Symptome für Überüberproduktion gelten müssen. Während der letzten zwei Jahre allein erfolgte eine Steigerung der industriellen Erzeugerpreise um 4%, der Baukosten um 12%, der Erzeugerpreise der Landwirtschaft um 14%. Die Notenbank deutet das Nachlassen der Spartätigkeit an, was wiederum weitere Nachfrage hervorrufen müsse. Sie erwähnt die sich anbahnende Erhöhung der Sozialausgaben, die schon im Jahre 1957 2,5 Milliarden DM zusätzlich in den Konsum fließen lassen würde, und machte eine für jeden deutschen Leser verständliche weitere Bemerkung über staatlich induzierte Konsumausgaben in Milliardenhöhe; dazu kämen noch die praktisch auch nur der Erweiterung des Konsums dienenden Landwirtschafts- und Mittelstandshilfen und schließlich der nicht unbeträchtliche Aktivsaldo der deutschen Handelsbilanz, der ja auch eine Nachfrageerhöhung hervorruft, der kein zusätzliches inländisches Güterangebot gegenübersteht. Dieser Situation gegenüber ist es abwegig, die Probleme, die uns bedrängen, zu verniedlichen oder zu bagatellisieren oder gar von einem „Zerreden der Konjunktur“ zu sprechen. Angesichts der vielen unglücklichen Reden der letzten Wochen wäre das deutsche Volk, glaube ich, glücklich, wenn es uns gelingen würde, einmal die Preiserhöhungen zu „zerreden“!

Das A und O unserer Forderungen ist und bleibt die Preisstabilität! Wie die Preiserhöhungen gewirkt haben, zeigt sich bereits im Sparverkehr; der Saldo von Ein- und Auszahlungen ist von 1954 mit rd. 3,1 Milliarden auf 2,1 Milliarden DM im Jahre 1955 gesunken. Wenn wir berücksichtigen, daß es lange dauert, bis die breite Masse der Sparer unruhig wird, so sind dies schon kennzeichnende Zahlen...

Wir haben dann in zahlreichen Beschlüssen unseres Vorstandes, in Äußerungen unserer verantwortlichen führenden Herren immer wieder auf die in der Preissteigerung, aber auch in der Lohnentwicklung liegenden Gefahren hingewiesen. Wir danken es der Regierung, daß sie es uns ermöglichte, bei ihren ersten Verhandlungen mit den Vertretern der Gewerkschaften gewissermaßen unparteiisch unsere Meinung zu sagen und unser altes Lied von der Notwendigkeit der Stabilität zu singen. Als dann zu Beginn dieses Jahres die Konjunkturdebatten begannen und man selbst in den harten Wintermonaten keinen Nachlaß der preisauftreibenden Tendenzen bemerkte und sich an den fünf Fingern abzählen konnte, daß mit beginnendem Frühjahr die Spannungen größer werden müßten, haben wir dem Herrn Bundeskanzler — der sich zu unser aller Freude auf dem deutschen Sparkassentag in Bonn selbst als „alter Sparkassenmann“ und das Sparen wie wir „als eine bürgerliche Tugend und als einen wesentlichen Faktor zum deutschen Wiederaufbau“ bezeichnete —

unsere Auffassung in einem Privat Schreiben dargelegt. Wir haben aus guten Gründen dieses Schreiben nicht der Öffentlichkeit übergeben. Ich hatte mir vorgenommen, Teile daraus zu verlesen, kann dies jedoch — wie manches andere auch — aus Zeitmangel nicht tun und werde deshalb Zitate aus diesem Brief dem gedruckten Text beifügen.

Für uns bleibt jedenfalls auch auf diesem Sparkassentag die Forderung nach Preisstabilität und damit nach stabiler Kaufkraft mehr denn je die Forderung des Tages. Ich wiederhole, daß sie die Priorität hat gegenüber Forderungen nach Vollbeschäftigung, nach Aufrechterhaltung der Konjunktur, nach Außenhandelskapazität, nach politischer Stabilität von Parteien oder Partei-Koalitionen oder nach Expansion des Lebensstandards. Sie ist im Grundsatz — und nur zu den Grundsätzen spreche ich — auch wichtiger als die Aufrechterhaltung der Wechselkurse. Diese Forderungen übertun wir nicht nur für unsere Sparer oder weil wir Sparkassenleute sind, sondern als Bürger dieses Staates in der Überzeugung, daß es zwar schlimme Wirkungen konjunktureller Rückschläge geben kann, daß es aber kein sichereres Mittel zur sozialen Zersetzung gibt, als eine Täuschung des Sparer zugunsten von Nutznießergruppen, die entweder im Besitz der politischen oder der wirtschaftlichen Macht oder von beiden sind. Preisstabilität bleibt die Forderung des Tages.

Ich möchte auch darauf aufmerksam machen, daß das Volk unter Stabilität der Preise gerade diejenigen Preise versteht, die täglich gezahlt werden müssen, die sich also in der Psyche der Hausfrauen als das Niveau des Preisniveaus festsetzen. Und was sich in der Psyche der Hausfrauen festsetzt, meine Herren — machen wir uns nichts vor —, findet auf den verschiedensten Kanälen auch seinen Weg in unsere Gehirne. Es sind ja auch die Hausfrauen, die bei der Dauerwelle die illustrierten Zeitungen lesen, in denen neuerdings neben der Hochzeit von Monaco auch Preisfragen beginnen ausgewälzt zu werden. So fand ich unter der Überschrift „Skandal Nr. 1“ in der letzten Woche einen breit bebilderten Artikel, der damit schließt: „Den Hausfrauen ist mit wirtschaftlichen Kommentaren und Erläuterungen nicht gedient; sie verlangen nur eines: Schluß mit den Preissteigerungen!“ Was nützt es, dagegen etwa darauf hinzuweisen zu wollen, daß ein Automobilltyp, ein Radio- oder Fernsehapparat oder die Flugkarte von Berlin nach München billiger geworden ist; die Volksharuna, z. B. hier in Bayern das Bier, muß billiger werden! Ich verma z. B. nicht einzusehen, warum beim Brotstreife nicht endlich die Spanne zwischen Importpreis und inländischem Erzeugerpreis statt für den Herrn Bundesfinanzminister zur Subventionierung der Landwirtschaft verwendet wird, damit auch diese das Inlandsgetreide verbilligt liefern und dadurch mit dem Ausland konkurrieren kann. Welche Vorteile für die Verbraucher, für die Preisentwicklung und für eine Beruhigung des Ganzen!

Wenn Sie mich nach dem „Wie“ einer Stabilisierung der Konjunktur fragen, so lautet die Antwort: Fördert das Sparen in allen Arten und fördert es sofort! Sparen ist das beste Öl, um die Wogen der heute hochgehenden Konjunktur zu glätten. Ich wünsche, meine Damen und Herren, meine Worte hätten beschwörende Kraft...

Auf ein Problem will ich noch eingehen: den Komplex der sogenannten Lohn-Preisschraube, Preis-Lohnschraube, Lohn-Lohnschraube oder Preis-Preisschraube. Ich habe bei vielen Gelegenheiten darauf hingewiesen, daß der Weitauf zwischen Preisen und Löhnen letzten Endes doch zu Unansten des Reallohnes endet, und daß angesichts der großen politischen und wirtschaftlichen Macht der beiden Gruppen, die wir als Sozialpartner bezeichnen, schließlich eine Verteilung des Volkseinkommens vorgekommen wird, die zu Lasten derjenigen Schichten geht, die am ehesten mit dem Attribut „sozial“ verbunden werden. Bei Vollbeschäftigung ist ein Anziehen der Lohn-Preisschraube weiter nichts als eine Bereicherung gewisser aktiver, im materiellen Wirtschaftsleben stehender Bürger auf Kosten nicht nur der Inaktiven, der Rentner und sonstigen aus dem aktiven Wirtschaftsprozess Ausgeschiedenen und der Sparer, sondern auch des Bildungsbürgertums, das, vom Film-, Rundfunk- oder Bühnenstar abgesehen, der zunehmenden Deklassierung verfällt. Wenn

ferner, durch die „Tarifharmonika“ bedingt, auch in solchen Industriezweigen Löhne erhöht werden, welche die Lohnsteigerung nicht aus der zunehmenden Produktivität auffangen können, so scheint mir dies einen unverantwortlichen Mangel an Rücksichtnahme auf die Gemeinschaft des Volkes zu beweisen. Ebenso ist es zu verurteilen, wenn bei der Preisfestsetzung die Marktposition rücksichtslos ausgenutzt wird und man die Verantwortung für die Allgemeinheit, wie sie in dem Begriff „Soziale Marktwirtschaft“ angesprochen wird, vermissen läßt.

Eine letzte und eine der wichtigsten Fragen der künftigen Sparenlagenentwicklung in Deutschland muß mit der Sozialreform angeschnitten werden. Ich darf mich auch hier auf wenige grundsätzliche Bemerkungen beschränken. Am Anfang steht der Ausdruck der vollen Sympathie für die mannigfachen Gruppen von Inaktiven, von Rentnern unseres Volkes, die angesichts mancher rücksichtsloser Preissteigerungen nicht mehr mitkommen. Alles, was wir zur Sozialreform zu sagen haben, berührt nicht das Maß an Kaufkraft, das die Gesamtheit in der Verteilung des Volkseinkommens ihren inaktiven Schichten gewähren will, sondern die Form, die gewählt werden soll. Es kann also keine Frage sein, daß die wirtschaftliche und soziale Situation der Sozialrentner unbedingt verbessert werden muß. Das gilt vor allem für die gegenwärtigen Bezieher von Renten. Für die zukünftigen sind die Sozialgesetze schon heute so gestaltet, daß sie bei stabilem Geldwert ein Existenzminimum sichern. Nach unserer Meinung kommt es also darauf an, in einer einmaligen Reform der gegenwärtigen Renten die Anpassung an die veränderten Lebensumstände vorzunehmen. Das ist ein Problem der Verteilung des Volkseinkommens und wir setzen uns hier für die Rentner ebenso ein, wie seinerzeit für die Altsparer. Dagegen lehnen wir mit Entschiedenheit Index- oder Produktivitätsmaßstäbe ab, die nur dann einen Sinn haben, wenn man einen inneren Vorbehalt gegenüber dem Geldwert macht. Die Einführung solcher neuen Maßstäbe, wie verschleiert sie auch in den Gesetzen stehen mögen, ist nichts anderes als eine Kapitulation vor dem Währungszerfall. Können wir noch reinen Gewissens die Spartätigkeit in den bisher bewährten und für das Wohl der Allgemeinheit unerläßlichen Formen aufrechterhalten und fördern, wenn der Gesetzgeber durch irrenden Gummiklauseln das Mißtrauen in den Geldwert verankert? Wären wir dann nicht gerade wegen unserer treuhänderischen Stellung verpflichtet, nach ähnlichen Klauseln Ausschau zu halten? Das würde aber eine Umgestaltung des Prozesses der Kapitalbildung und des Kapitalmarktes bedeuten, von deren Ausmaß und Konsequenzen die Sozialpolitiker, die diese dynamische Rente erfunden haben, wohl nicht die geringste Vorstellung haben. Es wäre sehr bedauerlich, wenn ein solches Gesetz, das die Bismarcksche Gesetzgebung ablösen soll, und das an die Grundfesten unserer Gesellschaftsordnung rührt, jetzt sein Gesicht unter Zeitdruck und unter wahlkritischen Gesichtspunkten erhalten sollte.

Lassen Sie mich nun einige Worte zur Haltung unseres Volkes zur Sparsamkeit sagen.

Es ist nichts Neues und es war immer so, daß sich die lebenden Völker in gesellschaftlichen Wandlungsprozessen befinden. Die Sparer sind nicht eine klar abgegrenzte Klasse oder Gruppe oder ein Stand in unserer Bevölkerung. Jeder Mensch kann Sparer sein; Sparen und Sparsamkeit ist, wie unser Bundespräsident sagte, „nicht in erster Linie eine nationalökonomische Funktion, sondern eine menschliche Haltung“, die jeder haben oder auch nicht haben kann. Beobachtet man sorgfältig diese Haltung in unserem Volk und in anderen Völkern, so ist man besorgt und manchmal auch bestürzt. Mit mehreren, zum Teil hier heute anwesenden Persönlichkeiten anderer europäischer Länder war ich kürzlich in den Vereinigten Staaten Gast der amerikanischen Sparkassenorganisation und habe mit dem Gefühl der Dankbarkeit für die überwältigende Gastfreundschaft, die mir zuteil wurde, das Land verlassen. Niemand, der dieses Land sieht, kann die ungeheure motorische Kraft dieses Kontinents, seinen Reichtum an Rohstoffen und Kapital und die für unsere Verhältnisse auf die höchste Entwicklungsstufe gebrachte Rationalisierung der gesamten

Wirtschaft verkennen, und dennoch weiß ich, daß es mir meine amerikanischen Sparkassenfreunde nicht verübeln werden, wenn ich aus meinen Erfahrungen hinsichtlich der persönlichen Lebenshaltung vieler einzelner Bürger, eine von unseren Idealen gewaltig abweichende Entwicklung sehe. Die Amerikaner sind blendende Statistiker. Ihre Statistik zeigt, daß dort die Sparsamkeit als Triebfeder der Lebenshaltung in weiten Kreisen des ungeheuren Landes unmodern zu werden scheint oder wir wollen besser sagen, durch eine zielbewußte, mit allen finanziellen und suggestiven Mitteln arbeitende Propaganda unmodern gemacht werden soll. Es ist dort ein Geschäft geworden, die Sparsamkeit auszuschalten. Wir werden in unserer Zeitschrift „Sparkasse“ Aufsätze aus einer der angesehensten Zeitschriften abdrucken, die die riesige Ausdehnung der kreditmäßigen Finanzierung des Konsums mit Mitteln des Teilzahlungskredits und neuerdings auch mit Mitteln einer rasant zunehmenden Hypothekenverschuldung auf Altbesitz schildern.

Auch wir geraten in einem unserer faustischen Natur entsprechenden Tempo in die Sklaverei des Lebensstandards und sind nicht mehr, wie die bekannte Hamburger Rundfunkberichterstatin Julia Nussek neulich sagte, „der kritisch wählende oder auch nur der souverän verzichtende Herr der Wirtschaft, sondern der Sklave des Lebensstandards“. Wir täten gut, uns so bald wie möglich statt mit Konjunkturproblemen mit Fragen unserer Sozialstruktur zu beschäftigen, sonst geraten wir in Gefahr, immer mehr von ideellen Zielen abgelenkt und nach einem Wort des Hamburger Soziologen, Professor Schelsky, zu einer „hochindustriellen Freizeit- und Verbraucher-Gesellschaft“ zu werden.

Die Konjunktur zu meistern und damit zu verlängern ist eine Frage unseres Willens. Zu ihr gehört Preisstabilität, die wir erreichen können; denn wir haben Frieden, einen Finanzminister, dem man alles eher als deficit-spending nachsagen kann, eine Welt, die mehr und mehr die Notwendigkeit der Stabilität erkennt, und wir haben noch eine Bevölkerung, die — wie ich hoffe — noch widerstandsfähig genug ist, der Animerpropaganda der Teilzahlungs-Wirtschaft nicht zu verfallen und sich lieber die Freiheit der Zukunft durch Sparen sichert.

Vor uns steht die große Aufgabe der Wiedervereinigung unseres Volkes; vor uns steht auch die Sorge um die Erziehung unseres Nachwuchses, der wichtiger ist als wir selbst und der in einer zukünftigen Welt der Freiheit leben soll sowie eine Fülle anderer Aufgaben, die nichts mit Konjunktur zu tun haben. Für sie benötigen wir Ruhe, einen klaren Kopf und Zeit zum Nachdenken, die uns durch das Getriebe der derzeitigen Produktion und Konsumtion genommen wird.

So merkwürdig es klingt: Auch in dieser entscheidenden Frage ist zwischen materieller und ideeller Weiterentwicklung unseres Volkes eine Nahtstelle durch das Sparen bestimmt. Menschen, die verschuldet sind, haben diese Möglichkeit der inneren Umstellung im allgemeinen nicht...

Bei uns (den Sparkassen) sparen alle diejenigen, die von ihrer Hände Arbeit, nicht von eigenem Real- oder Nominalkapital leben. Das sind 85% unseres Volkes, die Lohn und Gehalt beziehen und das, was sie für ihre private spätere Freiheit benötigen, nur in Geld, d. h. in deutscher Mark sparen können.

Und bei uns sparen auch die Schichten, die heute in materieller Sicherheit leben und sie behalten wollen.

Für alle diese glaube ich sagen zu können: Sie wollen Stabilität und Ruhe. Das Wohl aller dieser Sparer ist ein wahrhaft unparteiisches Merkmal für das letzte Urteil, das über die Tätigkeit nicht nur von Verbänden und Organisationen, sondern vor allem von Parlamenten und Regierungen gesprochen wird.

Nach ist nichts verloren! Finden wir uns zusammen, um eine neue Lage, die Vollbeschäftigung mit neuen Mitteln zu meistern. Deutschland ist ein Land, auf engem Boden in Europa sitzend, mit Europa verflochten, ohne große Rohstoffreserven, überwiegend eine Veredelungswirtschaft betreibend, belastet mit Kriegsfolgen aller Art und vor sich die großen, der Zusammenführung und Bildung unserer Menschen dienenden Aufgaben, von denen ich sprach. Sie verlangen von uns Stabilität, Sammlung, Ruhe, Frieden.

Sparen - ja oder nein

Schäffer: Die D-Mark ist nach wie vor eine der härtesten Währungen der Welt

KHS — Es ist noch nicht allzu lange her, daß viele von uns sich vornahmen, niemals wieder zu sparen, nachdem zwei Geldentwertungen den Sparer um seine mühsam aufgebrauchten Groschen gebracht hatten. Aber trotz dieser düsteren Erfahrungen hat sich die Bevölkerung Westdeutschlands nicht entmutigen lassen: Es wird wieder gespart. Die Summe der Spareinlagen bei den öffentlichen Sparkassen stieg im Jahre 1955 um 2,51 Milliarden auf insgesamt 13,25 Milliarden DM. Die Sparer — darüber muß man sich klar sein — sind in erster Linie die „kleinen Leute“: die Lohn- und Gehaltsempfänger. Jedoch bleibt festzustellen, daß der hohe Spareinlagenzuwachs von 1954 mit 3,4 Milliarden DM nicht wieder erreicht wurde. Die Preise, besonders die Lebensmittelpreise, zeigten steigende Tendenz, der Zuwachs der Spareinlagen — das sicherste Barometer für das Vertrauen in die Währung — stagnierte zum ersten Mal seit langer Zeit. So wird in Zukunft alles darauf ankommen, das Vertrauen der Sparer zu rechtfertigen und die Gefahren abzuwehren, die der Stabilität des Preisniveaus und damit der Währung drohen. Insbesondere wird gerade in letzter Zeit immer wieder betont, daß — um die Konjunktur zu steuern und die Konsumgüternachfrage zu dämpfen — der Wille zum Sparen mit allen Mitteln gefördert werden muß. — In diese hochgespannte Situation einer wirtschaftspolitischen Bewährungs- und Währungsprobe fiel der Sparkassentag 1956. Sicherlich hatte man hier von dem Vortrag des Bundesfinanzministers Schäffer eine eingehende Darstellung der Absichten der Bundesregierung auf konjunkturpolitischem Gebiet, auf dem der Steuersenkung und der Förderung des Spargedankens sowie vor allem zur Frage der Preisstabilität erwartet. Doch Fritz Schäffer sagte nicht viel Neues. Der Präsident des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes, Fritz Butschkau (der Vorsitzende unseres Aufsichtsrates), gab anschließend seiner Enttäuschung hierüber Ausdruck. Doch war er sich mit dem Bundesfinanzminister darüber einig, daß die Forderung nach Währungsstabilität und Kaufkraftverhaltung den Vorrang vor allen politischen und wirtschaftspolitischen Zielsetzungen haben muß. „Koste es, was es wolle“, so betonte Finanzminister Schäffer im Hinblick auf wahltaktische Gesichtspunkte etwa bei der Sozialreform oder einer womöglichen Steuersenkung: „Die Stabilität unseres Geldes ist wichtiger als alles andere.“ Daß es dem Minister ernst war um die Erhaltung der inneren Kaufkraft der Währung, daran ließ er in seinem Referat „Die Verantwortung des Staates gegenüber dem Sparer“ keinerlei Zweifel aufkommen.

Welch große Bedeutung — um die geradezu desolaten Verhältnisse am Kapitalmarkt zu beseitigen — der Förderung des Spargedankens beizumessen ist, wurde in München immer wieder betont. Ein Anreiz zum Sparen — so wurde gefordert — müsse geschaffen werden. Am besten dadurch,



▲ Wilhelm Könnecker, Vizepräsident des Direktoriums der Bank deutscher Länder, ist neben Präsident Vocke der Mann, dessen Namenszug unsere Geldscheine tragen. Er bestätigte, daß die Notenbank an ihrer der Sicherung der Währung dienenden Politik auch in Zukunft unbeirrt festhalten werde.

daß die Frist für steuerbegünstigte Kapitalansammlungsverträge erneut auf drei Jahre festgesetzt werde. Der Bundesfinanzminister wollte dagegen das steuerbegünstigte Sparen auf fünf Jahre befristet wissen. (Anm. d. Red.: Inzwischen hat Bundeswirtschaftsminister Prof. Erhard bei der Verkündung des Konjunkturprogramms verlauten lassen, daß die Festlegungsfrist beim steuerbegünstigten Sparen von jetzt zehn bzw. sieben Jahren auf drei Jahre herabgesetzt wird. Einkommenssteuerpflichtige sollen bis zu fünf Prozent ihres Einkommens absetzen können, wenn zehn Prozent des Einkommens gespart und mindestens auf drei Jahre festgelegt werden.) Der Vorsitzende unseres Aufsichtsrates, Präsident Butschkau (dessen Ausführungen wir auf der gegenüberliegenden Seite auszugsweise abgedruckt haben), appellierte an die Bundesregierung, sich zu schnellem Handeln zu entschließen, wenn die Deutsche Mark jene hervorragende Stellung unter den Währungen behalten soll, die sie ungeachtet der Preissteigerungen im Inland auf dem Weltmarkt nach wie vor innehat. Er stellte in seiner in der Öffentlichkeit stark beachteten Rede mehrfach klar heraus, daß

Preisstabilität eine Lebensfrage unseres Volkes sei. In einer Zeit, in der weite Bereiche der Wirtschaft an die Grenzen ihrer Kapazität gestoßen sind und Probleme wie Verteidigungsbeitrag, Steuer- und Sozialreform der Lösung harren, bedürfe es daher dringend der sorgfältigen Abstimmung aller Faktoren des Wirtschaftsprozesses, einer Koordinierung aller wirtschaftspolitischen Maßnahmen sowie der Einsicht und gegenseitigen Rücksichtnahme aller am Wirtschaftsprozeß Beteiligten.

Bundesfinanzminister Schäffer wandte sich scharf gegen das „Märchen vom Julisturm“. Er versicherte, die als Julisturm bezeichneten Fonds von 6 Md. DM seien für rückständige Besatzungskosten, für noch nicht verbrauchten Rüstungsaufwand und für weitere Stationierungskosten mit dem Ende des Haushaltsjahres als verbraucht anzusehen, da ein letzter Rest von 1,8 Md. DM nunmehr für den Haushaltsausgleich eingesetzt werde. — Es beruhige sicherlich die deutsche Bevölkerung — da in letzter Zeit so viel von Inflation geredet werde —, daß die am 20. Juni 1948 geborene Deutsche Mark immer noch eine der gesündesten, aber auch eine der sichersten Währungen der Welt sei. Der Notenumlauf sei durch Goldreserven voll und ganz gedeckt. — Zu der vielfach vertretenen Ansicht, in Westdeutschland sei das Steueraufkommen besonders hoch, entgegnete der Minister, daß die steuerliche Belastung mit 37 Prozent des Sozialprodukts in der Bundesrepublik diejenige der übrigen Staaten mit durchschnittlich 35 bis 36,5 Prozent nur um weniges übertreffe. Zu den Lohnerhöhungen meinte er, daß diese sich bisher im Rahmen des Produktivitätszuwachses gehalten hätten. Er warnte jedoch davor, Lohnforderungen in nächster Zeit zu übersteigern. Die Aufrechterhaltung der „inneren Kaufkraft“ sei vor allem eine Frage der Politik. Dabei müsse es höchste Aufgabe aller verantwortlichen Politiker sein, das Vertrauen des Volkes in die Währung zu erhalten; der Sparer müsse die Überzeugung haben, für die heute zusammengesparten Groschen in einigen Jahren dasselbe kaufen zu können. Sich hierfür einzusetzen, sei Verpflichtung für jeden Politiker: Vor und nach den Wahlen.

Wilhelm Könnecker, Vizepräsident des Direktoriums der Bank deutscher Länder, dessen Unterschrift, neben der Wilhelm Vockes, jeder Fünfzig- und Hundertmarkschein trägt, verteidigte nach-



STABILITÄT
SICHERHEIT
FREIHEIT
UND
WOHLSTAND

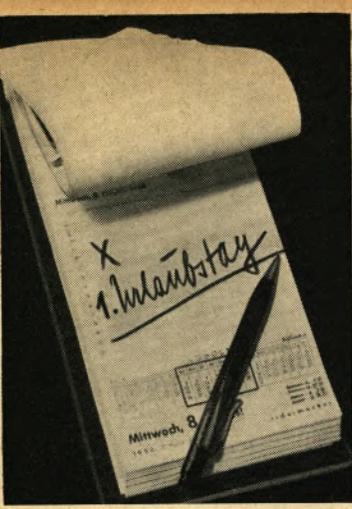


▲ Stabilität sichert Freiheit und Wohlstand. — Der Vorsitzende unseres Aufsichtsrates, Fritz Butschkau (am Rednerpult), unterstrich dieses stark herausgestellte Motto mit einem Zitat von Lord Mackingtosh, der in der nüchternen Sprache der Angelsachsen dem englischen Volk kürzlich jenes einfache Rezept des Wohlstandes nahezubringen suchte: „Gebt nicht alles in der Woche aus, was ihr in der Woche verdient!“

träglich die Verpflichtung der Notenbank, im richtigen Augenblick zu handeln, um übermäßige Auftriebstendenzen zu bekämpfen sowie den Kräften entgegenzuwirken, die die Kaufkraft der D-Mark langsam beeinträchtigen. Seine Ausführungen deckten sich mit der Ansicht Direktor Butschkaus, der in bezug auf die Diskonterhöhung feststellte: „Uns scheint die Entwicklung des Preisniveaus ein objektives, ebenso klares wie bedenkliches Symptom dafür zu sein, daß wir uns in einer Phase der Konjunktorentwicklung befinden, die Bremsmaßnahmen erforderte und erfordert; wir glauben, daß diese Maßnahmen eher zu spät als zu früh getroffen worden sind.“

◀ Mit sorgenvoller Miene: Minister Schäffer. Daneben Fritz Butschkau. Präsident Butschkau nannte mit Anspielung auf den „Julisturm“ den Finanzminister „den größten Sparer aller Zeiten“.

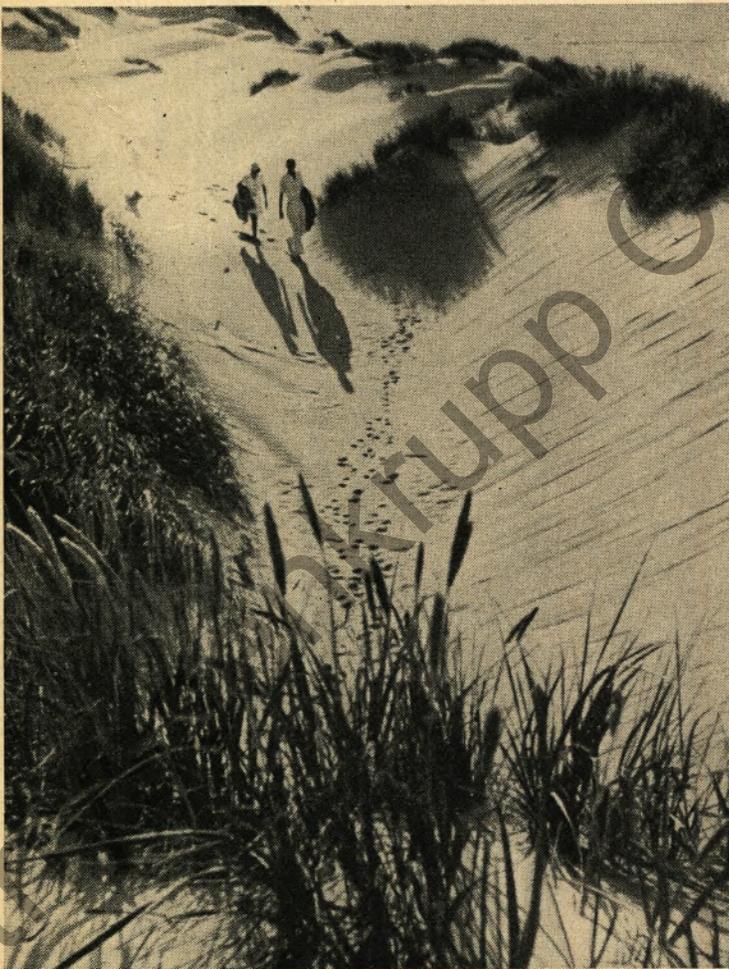
Ferien sollen Ferien sein



Herrlich, wieder einmal ist es soweit! Zählen Sie auch schon die Tage? Der Urlaub steht vor der Tür. Und diesmal wollen wir uns besonders gut erholen. Der sehnlichste Wunsch für unseren Urlaub umfaßt eigentlich ungezählte Wünsche. Alle sollen natürlich in Erfüllung gehen. Und gerade diesmal, und diesmal so ganz besonders! Nun aber! Das ist jedes Jahr das „alte Lied“. Ein Lied mit einer eigenartigen Melodie. Stets jubelnd und bejahend in den ersten Takten und fast immer leidvoll, gequält im Ausklang, denn immer noch und immer wieder tun viele für ihre ersehnten Wünsche nach Erholung, nach „Tapetenwechsel“, nach neuer Umgebung und erfüllter Urlaubszeit alles, um schließlich den Urlaub zu einer Strapaze zu machen, die einen neuen Urlaub — zur Erholung von der „Erholung“ gewissermaßen — herbeisehnen läßt.

Das ist gar kein Witz, liebe Urlaubsmenschen, liebe Erholungsuchende, liebe „Tapetenwechsler“ — und wie wir uns noch nennen —, wenn die Kofferpackerei (als Plackerei!) die heißersehnten Urlaubsfreuden einleitet. Wenn das Moped, das Motorrad oder das Kleinauto wie ein Lastkamel beladen und getränkt wird oder wenn die längst bestellten Fahrkarten für eine Rundreise abgeholt sind und es losgehen soll hinaus in die weite Welt. Dann geht es wirklich los! Mit uns, unserer Ruhe und der Erholung. Das ist der Auftakt für eine Erholung, die nur in unserer Einbildung lebt. Die deshalb wenig wirken kann. Und die uns wirklich für ein ganzes Jahr „reicht“. Im übrigen: Erholung — das bringt uns nicht immer die ausgesprochene Reisezeit, das beschert uns Frühjahr, Herbst und sogar der Winter vielleicht noch in reichem Maße. — —

Wie ist es dann immer bei uns, wie, bitteschön? Also: Am liebsten soll es natürlich gehen, so weit wie es geht, was heißt: je weiter, je lieber! Man will doch was sehen für sein Geld für die paar Tage Urlaub. Man will vom Alltag weg, vom Betrieb, von den lieben Nachbarn. (Die sollen außerdem platzen vor Neid, wie weit man diesmal wieder in die Fremde gondelte! Wo die sich sonst immer so dicke tun, besonders die Meiers, jawohl!) Mitreden können will man nach dem Urlaub, berichten können (mit gönnerhaftem Blick) von den Eigenheiten fremder Zonen, von den Menschen dort (man hat extra vorher im Lexikon gewühlt) und von dem, was man alles „gemanaged“ hat. So etwas



Sonne und Dünensand, das Rauschen des Meeres und vor allem die tiefe Stille der Einsamkeit — hier wird der Urlaub zu dem, was er sein soll: zur wirklichen Erholung.

unterscheidet einen doch geradezu wohltuend von jenen, die vielleicht nur ins Sauerland, in den Westerwald, in die Eifel, zum Hunsrück oder in die Lüneburger Heide gefahren sind.

Aber wie war es wirklich? Wie verbrachten einige von uns ihren Urlaub? Wie gestalteten sich (und wir) unsere Ferien? Wie suchten wir Erholung und fanden keine? Wir rasten mehrere hundert Kilometer am Tag. Wir sausten brummend und lärmend durch verträumte Städte und Dörfer, durch herrliche Landschaften, die Augen starr auf die Straße geheftet. Ein kurzer, ein sekunden-schneller Blick nach rechts, nach links, ein Augenblick der „Rast“ für einen kurzen Imbiß — oder wenn es sonst mal notwendig sein sollte... und weiter ging die Jagd, weil man doch unbedingt „X-häuser“ und vielleicht auch noch „Dings-Ville“ eben noch „mitnehmen“ mußte. Immer feste, immer rollen, rollen, rollen... Tag und Nacht! Man kam, sah und... knipste (allenfalls) und vergaß das Geschehene fünf Minuten später. Und von Erholung — dieser wahren Herrlichkeit unbeschwerter Tage —, davon war keine Minute die Rede. Nachts, im Bett eines mehr oder weniger guten Hotels (meist kamen wir kaum zum Schlafen, weil wir doch alles „mitmachen“ wollten, nicht wahr?), sehnten wir uns nach dem eigenen Bett und hatten Alpträume jeder Preislage. Ein wahres Kaleidoskop der vielen Eindrücke bedrängte uns, und der nächste Morgen sah uns gequält, erschöpft und ... bestimmt nicht erfrischt oder gar erholt.

Denn — das soll doch lieber nicht vergessen sein — die Natur fordert ihren Tribut, auch für den Körper und die Nerven. Und dafür hatten wir uns — eigentlich! — rüsten sollen. Mit diesem Urlaub. Die Mediziner sind sich lange darin einig, daß der normale Rhythmus des menschlichen Körpers in den beiden Gegenpolen von An-Spannung und Ent-Spannung, von Arbeit und Ruhe zu suchen ist. Ein Zuviel oder Zuwenig bringt Störungen unseres Wohlbefindens, unseres normalen Gesundheitszustandes mit sich. Entweder sind wir dann ständig gejagt oder zu träge. Und wie das ist, wissen wir wohl abzuschätzen. Jeder neue Tag unseres heutigen Lebens bringt eine Fülle von Anforderungen, denen wir gerecht werden müssen, wenn wir uns behaupten wollen. Jeder Urlaub, jeder Ferientag ist deshalb eine nie wiederkehrende Möglichkeit, uns für den Alltag so zu stärken, daß wir den kommenden Aufgaben des Lebens gewappnet, mit frischen Kräften gestärkt, entgegentreten können. Dazu gehört Ruhe, dazu gehört wirklich Entspannung, ein kleiner Umgebungswechsel, neue Eindrücke, neue Gesichter. Mit den gleichen Menschen Umgang zu haben, die uns jeden Tag an unserer Arbeitsstätte begegnen, wie es heute noch viele Betriebe mit Verschickungen in werkseigene Erholungsheime durchführen, bedeutet nicht Ferne vom Alltag, Lösung vom Betrieb. Der Urlaub dient in erster Linie der Erholung und Entspannung von der täglichen Beanspruchung durch das Arbeitsleben. Einmal nur ganz für sich selbst da zu sein, verbunden mit völlig neuen Eindrücken in anderer Umwelt, sind wichtige Voraussetzungen für unbeschwerter Ferienseligkeit. Immer den Kollegen (und obendrein noch seine Frau!), den Bürovorsteher, den Chef oder den Meister in der Nähe zu haben, wo man gern einmal unbeobachtet sein möchte, ist nicht für jeden das Richtige.

Nein, liebe Urlauber, Langeweile. Da hilft kein Widerstand. Es ist das ewig junge Rezept. Der Großvater nahm es und wuchs zum Jüngling zurück. Und nun ist es der modernste Schrei der Neurologen, der Psychologen, der Physiologen, der Pädagogen und, oh, vernehmen wir die mahnenden Worte, der Herz- und Nervenärzte: Sträuben wir uns nicht. Je eher wir beginnen, die gewaltige Kunst des Sich-Langweilens zu beherrschen, je rascher werden wir sie wieder loswerden dürfen. Lernen wir uns langweilen. Baden wir in Langeweile. Kultivieren wir sie bis zur Orgie. — Schauen wir in den blauen Himmel und seien wir dankbar! — Guter Dinge, amüsieren wir uns königlich, denn einmal schrillt der Wecker wieder um 7 Uhr früh. Im Stehen schütten wir den Kaffee hinunter und stürzen zum Omnibus. Dann sind wir kein Generaldirektor mehr, dann sind wir wieder was wir waren: ein Büroangestellter, der über das Kontobuch gebeugt, acht Stunden lang alberne Zahlen in alberne Rubriken unterzubringen hat.

Das ruhige Auf-sich-selbst-Besinnen, das Ordnen des eigenen Ichs und das persönlich geruhsame „geistige Ausatmen“ sind die Faktoren, die einen Urlaubstag, eine Ferienwoche vor allem anderen zu einer wirklichen Ruhepause machen.

Nein, liebe Urlauber, liebe Ferienmenschen, tun Sie einmal — diesmal wenigstens — das, was Ihnen Spaß macht. Seien Sie einmal ganz Sie selbst. So wie Sie es möchten, richten Sie diesmal alles ein. Jeden Urlaubstag, jede Stunde davon. Ohne Plan oder mit Plan. Nach völlig eigenem Ermessen. Im kleinen Rahmen oder im großen.

Hauptsache ist bei allem, daß Sie sich richtig ausruhen, daß Sie faulenzten oder 50 Kilometer wandern, daß Sie schlafen oder wachen, ganz wie es Ihnen gefällt!

Denken Sie daran, immer wieder, die Hauptsache ist das für Sie: Erholung — groß geschrieben!

Der Leser hat das Wort



Häuser im Grünen

Die Siedlung Dümpten schreitet zügig ihrer Vollendung entgegen. Am 1. Juli 1956 waren 137 Wohnungen bereits bezogen. Insgesamt entstehen hier bekanntlich 626 werksgeförderte Wohnungseinheiten. Davon 354 Zweieinhalbraum- und 272 Dreieinhalbraumwohnungen. Bis Ende des Jahres sollen alle Wohnungen bezugsfertig sein. Sozusagen in ländlicher Luft und im Grünen — und trotzdem nicht übermäßig weit vom Werk entfernt — werden viele Hüttenwerker und ihre Familien hier wohnen können. Schon jetzt verraten unsere Bilder die architektonisch wie städtebaulich wohlgeungene Linie der Siedlung. Aber erst wenn der Straßenbau vollendet ist und die Grünanlagen fertiggestellt sind, läßt sich erkennen, welch Schmuckstück hier entstanden ist. — Alles in allem wurden 1948 für Belegschaftsmitglieder mehr als dreitausend Werks- und werksgeförderte Wohnungen gebaut. Dabei kam es nicht allein darauf an, den Werksangehörigen und ihren Familien ein Obdach zu schaffen, sondern ebenso wichtig war das Wollen, schöne und zweckmäßige Wohnungen zu bauen. Wie hat doch die Dichterin Selma Lagerlöf einmal geschrieben: „Es gibt keinen wirksameren Lebensschutz, keine bessere Erziehung, nichts Schöneres und Befriedigenderes unter allem, was der Mensch zustandebringen kann, als ein Zuhause, ein wohnliches Heim.“ S.

Eigenheime

In Ausgabe 8 der Werkzeugzeitung wurde bekanntgegeben, daß die Eigenheimausstellung mehrere Typen, von der einfachen bis zur komfortablen Wohnung enthält. Ich bin stark an einem Eigenheim interessiert, vermisste aber in der Planung ein Projekt mit etwa drei Räumen, Küche, Bad, Flur, etwas Gartenland und Einliegerwohnung; so ähnlich wie die Siedlung in Breukelmannshof erbaut worden ist. Auch ist das Interesse an Reihen-eigenheimen nicht besonders groß; es ist Wunsch der meisten Kollegen, ein wenig unabhängig zu wohnen, etwa in Doppelhäusern. Ferner muß Wert darauf gelegt werden, daß die Finanzierung in für uns angemessenem Rahmen möglich ist. Wir sind Arbeiter mit mittlerem Lohn und müssen auf die lange Dauer der Abtragszeit mit mancherlei Rückschlägen rechnen. Überall in den Betrieben ist man der gleichen Meinung. Vielleicht kann die Wohnungsverwaltung noch einmal alle ernsthaften Eigenheiminteressenten zu einer Versammlung aufrufen. Man sollte daran denken, auch für den Arbeiter mit weniger Ansprüchen zu bauen. Es werden sich mehr als genug Bewerber finden, die dankbar dafür sind.

Heini Grochau, Hochofenbetrieb

Anm. d. Red.: Den Brief des Kollegen Grochau haben wir zuständigkeithalber an die Sozialabteilung weitergereicht. Er wird von hier Antwort bekommen, sobald die bei der Eigenheimausstellung gesammelten Feststellungen und Anregungen ausgewertet sind.

Der gute Ton...

Es läßt wohl keineswegs auf besondere Kenntnisse in bezug auf Menschenführung und Menschenbehandlung eines Vorgesetzten schließen, wenn er seine Autorität gegenüber den Untergebenen dadurch zu verkörpern glaubt, indem er dauernd die Äußerung im Munde führt: „Wenn Sie wollen, können Sie sich beim Vorstand beschweren, der wird Sie rauswerfen!“ — Ich meine, solch dumme Redensarten sind nicht dazu angetan, das Betriebsklima zu verbessern. Schließlich ist der Vorstand kein Schreckgespenst, mit dem man der Belegschaft drohen zu können glaubt. Die Arbeit im Betrieb erfordert nun einmal engen Kontakt zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, der gute Ton spielt dabei eine wesentliche Rolle. Gewiß ist die Gangart oft rau — das macht nichts! —, ausschlaggebend jedoch ist, daß nicht wie im vorliegenden Falle die Grenzen des guten Geschmacks verletzt werden. Auch für einen Vorgesetzten gilt die alte Weisheit: Wie man in den Wald hineinruft, so schallt's heraus.

Fritz Blankenhaus, Grobblech-Walzwerk

Anm. d. Red.: Die meist übliche Entschuldigung, im Betrieb sei der Ton zwar „rau, aber herzlich“, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Rauheit so nicht abgemildert und die Herzlichkeit so nicht herbeigerufen wird. Am allerwenigsten aber sind derartige unverantwortliche und zynische Bemerkungen am Platze, wie sie von dem Kollegen Blankenhaus angeführt werden. In der Tat: Vorgesetzte, welche glauben, ihren Untergebenen mit dem Vorstand drohen zu müssen, beweisen damit ihre eigene Unfähigkeit. Im übrigen hat der Kollege Blankenhaus bereits gesagt, daß der Vorstand kein Schreckbild ist, um die Belegschaft bange zu machen. — Zu dem Problem im allgemeinen: Wir wissen, daß es um den Betriebston nicht immer gut bestellt ist. Weder mit dem Ton von oben noch unten, noch mit dem Ton untereinander. Insbesondere der Krieg hat den guten Ton verdorben. Doch sollten wir diese Auswirkungen wirklich bald überwunden haben. Leider hat, auf den Betriebston bezogen, Goethe noch allzu sehr recht, wenn er im „Faust“ sagt: „Man lügt im Deutschen, wenn man höflich ist.“

Weil du arm bist...

Mit dem in der Ausgabe 9/56 erschienenen Artikel „Weil du arm bist, mußt du früher sterben“ kann ich mich trotz allen Wohlwollens, das ich unserer Werkzeitschrift wegen ihres bemerkenswerten hohen Niveaus entgegenbringe, nicht einverstanden erklären. Filme, die Gegenwartsprobleme bergen, wie sie in dem zur Debatte stehenden Streifen aufgegriffen wurden, sind nicht zuletzt darum geschäpft worden, um die Öffentlichkeit zur Diskussion anzuregen. Es ist ein Merkmal der Toleranz, daß man jede Stellungnahme — sofern sie sachlich begründet ist — gelten läßt, und zwar unabhängig davon, ob sie negativ oder positiv ausfällt. In Ihrem vor mir liegenden Artikel scheint es Ihnen jedoch weniger um die Sache selbst als um ein

Herausstellen der Verhältnisse unserer BKK gegangen zu sein. Ich glaube, daß Sie hierfür eine glücklichere Lösung hätten finden können.

Bekanntlich hat der von Ihnen angegriffene Film in der gesamten westdeutschen Presse ein vorwiegend positives Echo gefunden. Ich habe mich vergebens gefragt, woher Sie den Mut nehmen, sich über die Ansichten anerkannter Filmkritiker hinwegzusetzen. Falls Sie den Film „Weil du arm bist, mußt du früher sterben“ unvoreingenommen gesehen haben (daß Sie ihn überhaupt kennen, will ich Ihnen trotz einiger Zweifel unterstellen), dürfte Ihnen nicht entgangen sein, daß das da Gebotene in sehr glaubwürdiger Form gebracht worden ist. M. E. strahlt dieser Film Realistik und Lebensnähe aus, wie keine andere deutsche Nachkriegsproduktion.

Ihr Bericht ist um so bedauerlicher, als daß er jeder gegenständlichen Argumentation entbehrt. Ich fühle mich verpflichtet, mich an dieser Stelle eindeutig von den in Ihrem Aufsatz enthaltenen Standpunkten zu distanzieren. Ein Film, der sich mit einer echten sozialpolitischen Gegenwartsfrage auseinandersetzt, hätte eine wahrlich bessere Kritik verdient!

Horst Plaschkies, Verkaufsabrechnung

Anm. d. Red.: Nun, so wie Herr Plaschkies die Sache sieht, liegen die Dinge nicht. Es stimmt nicht, daß der besprochene Film schlechthin die Zustimmung der Filmkritiker gefunden hat. Im Gegenteil: Die Meinung derjenigen deutschen Zeitungen, die unabhängig von Kinoanzeigen zu einer objektiven Kritik fähig sind, war durchaus negativ. Nicht allein der — gelinde gesagt — mittelmäßigen Regieführung oder der geradzu dilettantischen Drehbarbeiten wegen, sondern ausschlaggebend war ebenso die mangelnde Gewissenhaftigkeit in der Thematik. Gewiß ist es Aufgabe des Films, durch Behandlung von Gegenwartsproblemen die Diskussion in der Öffentlichkeit anzuregen, doch wurde im Falle „Weil du arm bist, mußt du früher sterben“ das wirkliche Problem verwässert sowie restlos verschoben und einseitig tendenziös dargestellt. Es bedeutet daher am allerwenigsten ein Manko an Toleranz, wenn wir uns mit Rücksicht auf unsere Betriebskrankenkasse zu einer Stellungnahme in der Werkzeugzeitung verpflichtet fühlen. Im übrigen sei zu dem von dem Einsender geäußerten Zweifel bemerkt, daß wir den Film sogar zweimal gesehen haben. Dessen ungeachtet aber freuen wir uns über solche Briefe, in denen Kritik auch an unserer Berichterstattung zum Zuge kommt; befruchten derartige Überzeugungen doch das gegenseitige Gespräch.

Grafiken, Ausg. 10

Die in der vorletzten Werkzeugzeitung veröffentlichten Arbeiten des G. Steinmann haben bei einigen Kollegen und mir einen guten Anklang gefunden. Wir würden uns freuen, wenn noch öfters solche Zeichnungen in der Werkzeugzeitung abgedruckt würden.

Paul Bohnert, Osterfeld

Die im „Echo der Arbeit“, Ausgabe 10/56, herausgegebenen Arbeiten (Titel und Rückseite) haben uns im Betrieb sehr gut gefallen. Es gibt nach unserem Dafürhalten sehr viele Arbeitskameraden, die der modernen Formgestaltung große Beachtung schenken.

Aus diesem Grunde würde es uns freuen, noch öfter so etwas im „Echo“ zu finden.

W. Wein, Eisenhütte

Anm. d. Red.: Nicht allein die hier wiedergegebenen beiden Briefe, sondern eine ganze Reihe zustimmender Schreiben zu den modernen Grafiken des Kollegen Steinmann gingen in diesen Tagen bei uns ein. Wir haben die Vorschläge dankbar aufgegriffen und werden gelegentlich auf weitere Illustrationen von Günter Steinmann zurückgreifen.

Werkzeitung

Laufend bezieht mein Vater, der Pensionär des Hüttenwerkes ist, Ihre Werkzeugzeitung „Echo der Arbeit“. Da ich vor meinem Studium selbst mehrere Jahre auf EO II tätig war, interessiere ich mich für die Werkzeugzeitung natürlich sehr. Sie ist mir eine liebgewordene Lektüre geworden. — Heute drängt es mich, Ihnen einmal zu schreiben, daß ich überrascht und erfreut bin nicht nur über das hohe Niveau der Zeitschrift, sondern auch über die Vielseitigkeit der gebotenen Abhandlungen. Freundschaftlichen Gruß, auch an alle meine ehemaligen Arbeitskameraden,

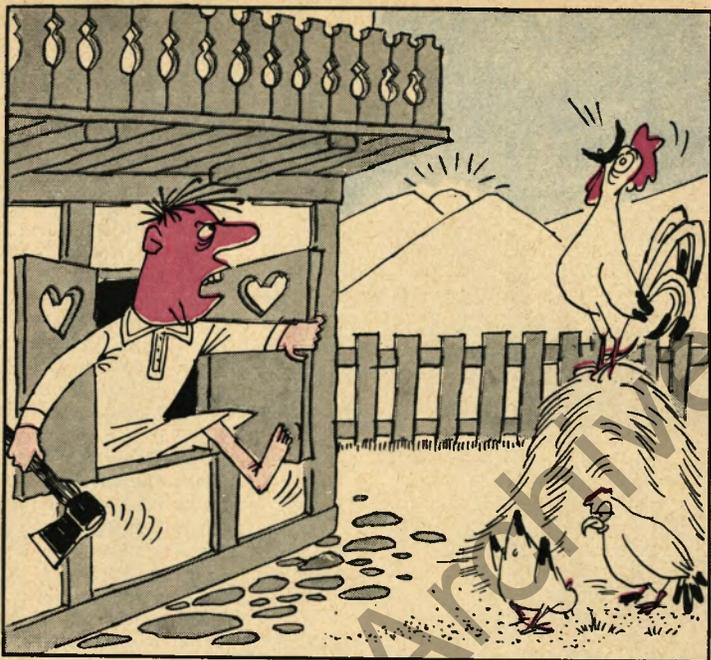
W. Hahnen, Pastor

Anm. d. Red.: Über den Brief von Pastor Hahnen haben wir uns sehr gefreut und geben seine Grüße gerne an die ehemaligen Arbeitskameraden der Eisenhütte weiter.



Man müß mal
ausspannen

empfiehlt unser Zeichner
KURT CERNY



„Der Schreihals kommt in den Pott, im Urlaub brauch ich keinen Wecker.“



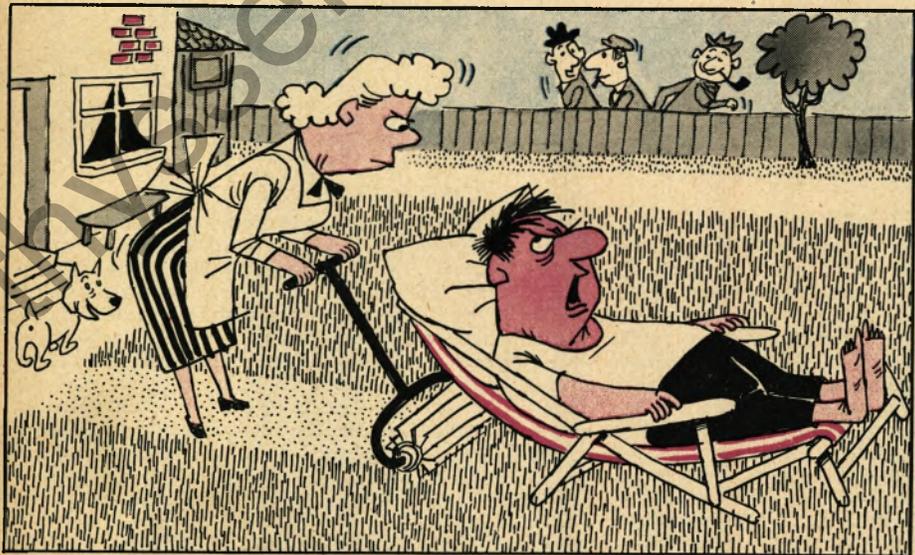
Man sieht sich im Werk . . .



„Mensch, Josefa — in Zukunft stülp ich meinen Arbeitsschutz-Helm selbst im Garten auf'n Kopf, — von Sicherheitsschuhen ganz zu schweigen —. Wenn Du den Rechen so blöd rumliegen läßt, daß man geradezu drauftreten muß.“



. . . und am Strand



„Mußt Du immer ausgerechnet da arbeiten, wo ich ausspanne; so'n Urlaub ist ja anstrengender als die Arbeit im Hüttenwerk.“



„Wer angelt hier denn, ich kühl bloß meine Pulle Bier!“

KURT CERNY